

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	1 (1925-1926)
Heft:	12
Artikel:	Die Hochschule der Kameradschaft : worin sich die amerikanische von der schweizerischen Universität unterschiedet
Autor:	Müller, Gustav
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1065456

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Hochschule der Kameradschaft

Worin sich die amerikanische von der schweizerischen Universität unterscheidet

Von Dr. Gustav Müller, Professor an der Universität Oregon U.S.A.

Die amerikanische Universität ist demokratisch. « Ist es etwa die schweizerische nicht ? » höre ich fragen. « Kann denn nicht jeder, der begabt genug ist, genügend Vorkenntnisse erwor-

ben hat, der es vermag, studieren ? »

Ja eben, da marschieren schon viele Wenn und Aber auf, Wenn und Aber, welche die Demokratie erheblich beschränken. Demokratie bedeutet eigent-

lich, jeder sei ein Herr. Oder jeder sei ein Arbeiter, je nach dem. Zwar muss auch in Amerika jeder eine sogenannte « Hochschule » hinter sich haben; aber die entspricht etwa unserer Sekundarschule oder dem Vorgymnasium. Also ganz rein lässt sich selbst in Amerika das demokratische Ideal nicht durchsetzen.

Aber noch geringer sind die vorausgesetzten Begabungen, und was das Vermögen anbetrifft, so gehört es bei amerikanischen Studenten zum guten Ton, es ist Ehrensache, auf eigenen Füßen zu stehen, während dem Studium zu arbeiten oder in den Ferien oder meistens zwischen Highschool und dem Eintritt

in das College. Dass der Werkstudent in Europa zu den Ausnahmen zählt, wird mit ungläubigem Erstaunen und vielleicht auch mit etwas Geringschätzung in den Mundwinkeln aufgenommen. Ich wurde oft gefragt: « Ist es wirklich möglich, dass die meisten europäischen Studenten nur studieren? »

Wir europäischen Intellektuellen dagegen neigen eher dahin, den demokratischen Idealismus in Sachen des Geistes für ein falsch angebrachtes Hindernis anzusehen. Der Amerikaner glaubt eben an ein Heben der ganzen Masse der Nation, der Europäer ist durch seine ganze Geschichte dahin gebracht worden, Kultur für ein Gut einer privilegierten Klasse zu halten.

Aufnahme des Verfassers



„Der regendurchweichte Sportplatz mit den unterhösigen Fröschen . . .“

In dem Erfolg ihrer höhern Lehranstalten sehen die Amerikaner daher mit Recht eine ungeheuer wichtige nationale Sache. Sie geniessen daher auch eine Aufmerksamkeit von Seiten der Oeffentlichkeit, vor allem der Presse also, die in Europa unbekannt ist.

« Die amerikanische Universität ist demokatisch »; man könnte den Satz auch umkehren: Das demokratische Amerika ist Universität. Der Name Universität meint Allheit. Er bedeutet, dass alle menschlichen Interessen umfasst und der gleichen Bildung und Kultivierung teilhaftig werden sollen. Und ich glaube, es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, dass kaum ein anderes Volk so entschieden eingesehen hat, dass Demokratie allumfassende Erziehung und Kultivierung voraussetzt und einschliesst.

Seine Universitäten haben daher ihren eigentlichen Nerv nicht in der abstrakten Ausbildung des Intellektes wie ihre ältern aristokratischen Schwestern in Europa, als in der Moral, und das heisst eben wiederum nichts anderes als Bessinnung auf die Einheit und Brüderlichkeit des Lebens, der verschiedenen Berufe oder natürlichen Gaben unbeschadet. Da ist kein Unterschied zwischen dem armen Arbeiterkind und der reichen Tochter, zwischen dem gelehrten Professor und dem Arbeiterstudenten. Es herrscht ein unglaubliches Gefühl von menschlicher Gleichheit und Ungezwungenheit, die das Leben leicht macht. Diese Achtung vor dem Menschen als solchem ist das grosse öffentliche Geheimnis und der Zauber Amerikas. Es ist das Beste, was von diesem Land gesagt werden kann. Man gewöhnt sich bald an, den Studenten mit seinem Vornamen an-

zureden und muss nicht erstaunt sein, wenn man von ältern Semestern ebenso behandelt wird.

Es ist daher eine für europäische Begriffe paradoxe Tatsache, dass ein geistvoller und in seinem Fach hervorragender Gelehrter an einer Universität unmöglich wird, sobald die Oeffentlichkeit von etwaiger Unmoral Lunte riecht. Dass dabei oft Moral mit sauertöpfischem Puritanismus und borniertem Moralismus verwechselt wird, ist allerdings auch zutreffend. So ist mir ein Fall bekannt, wo ein Professor von heute auf morgen entlassen wurde, weil er bis um 4 Uhr morgens in einem der Universität gehörenden Gebäude mit zwei Studenten in Geigenwart von Mädchen Beethoven gespielt hat.

Die europäische Presse liebt solche Geschichten aus den Vereinigten Staaten. Aber was sagen die Amerikaner selber dazu? Sie sagen: « Der Unterschied zwischen uns und euch besteht hauptsächlich darin, dass unsere Dummköpfe keine Furcht vor der Oeffentlichkeit haben. Wir trauen uns selber genug Kraft zu, alle diese Kinderkrankheiten ruhig erscheinen zu lassen, statt sie von oben herab einzuschüchtern und in staubige Winkel zu verdrängen. So werden wir sie auswachsen.»

Das ist amerikanischer Optimismus.

Die Universität gliedert sich in College und Graduate School. Die letztere entspricht der europäischen Hochschule, sie bereitet auf wissenschaftliche Berufe vor. Das College aber hat kein europäisches Gegenbild. Es ist das Heerlager, die eigentliche Schmiede der Demokratie. Das College umfasst alles, was in Europa an sämtlichen Bildungsgelegen-



„Einem Gernegross wird zum Gaudium des Campus seine sprossende Männlichkeit abgesäbelt . . .“

heiten oberhalb der Sekundarschule vorhanden ist: Frauenarbeitsschulen und Kochschulen, besonders auch Kochkurse für junge Männer für ihr Campier- und Fischerleben; Rekrutenschule (alle Studenten machen einen militärischen Schiessunterricht durch); Kunstschenlen und Kunstgewerbe, auch für Reklamezeichnen; Journalismus, namentlich auch, wir würden sagen Aufsatz, für die unzähligen Zeitschriften; Theater- und Schauspielerschulen und erst zu alledem die Abteilungen, die den europäischen Handels-, Real- und humanistischen Gymnasien und den ersten Semestern der philosophischen Fakultät entsprechen.

Der amerikanische Collegestudent hat also reiche Auswahl und pflegt sich auch in den kühnsten Zusammenstellungen zu tummeln. Das College hat als obersten Zweck und Gesichtspunkt die Erziehung tüchtiger Bürger. Die Collegezeit dauert vier Jahre, worauf die grosse Mehrzahl

sich willig den Lockungen des Lebens überlässt.

Die Universität liegt nicht etwa in der Stadt, und die Studenten wohnen nicht zerstreut unter «Philistern», sondern alles konzentriert sich auf und um den Campus, das weite Feld mit Parkanlagen, den Gebäuden zwischen Bäumen und Rasen, am Aussengürtel Sport- und Tennisplätze und Reitschulen. Die Alma mater ist eine Republik im kleinen, mit einer, manchmal mit zwei sich bekämpfenden Tageszeitungen von den zukünftigen Journalisten herausgegeben und von allen geschrieben. Da finden die Gesamtinteressen ihren sichtbaren Ausdruck.

Ja, Einheit wird von den jungen Republikanern und Republikanerinnen selbst geschaffen.

Am meisten hält sie wohl der Sport zusammen, vor allem das Kampfspiel, das sie Fussball nennen, das aber mehr

einem mittelalterlichen Buhurt gleichsehen mag. Wenn eine Anstalt gegen die andere kämpft, wenn am Vorabend der Gegner in einem Riesenfeuer mit Indianergeheul im Bildnis verbrannt wird, wenn die ganze Gesellschaft mit Fähnchen aufrückt und wenn's dann erst los geht unter Trompetengeschmetter — dann kann niemand an einer höchst wirklichen Einheit, an einem spiritus loci zweifeln. Die Studenten stellen selbst einen Fussballmeister an, zahlen ihm doppelt so viel Gehalt als irgendein Professor bezieht und er geniesst göttliche Ehren.

Gegen das Uebermass des Sportes und der physischen Erziehung ist in Amerika schon viel in den Wind geredet und geschrieben worden. Ich habe manche um die Gründe ihres Enthusiasmus gefragt und habe immer in erster Linie zur Antwort bekommen : « Der Collegegeist wird dadurch entwickelt, Gefühl für Kameradschaft und für ehrliches Spiel, fair play, man möchte sagen Ritterlichkeit in Sieg und Niederlage.»

Noch ein anderes Argument hab' ich gehört : « Die meisten, die hierher kommen, sind armer Leute Kinder, die zweite Generation der europäischen Proletarieremigranten. Sie wissen nichts von Pflege des Körpers und dem Ideal einer schönen und gesunden Nation. Das College gibt es ihnen.»

Ueberall sieht man auf dem Campus spielende Gruppen und von Mädchen rhythmische Tänze auf dem Rasen. « Sie sind zu glücklich », sagte jemand zu mir.

Eine gemeinsame Angelegenheit ist auch das Theater. Alljährlich kommen ein oder mehrere Stücke zur Aufführung, die von Studenten geschrieben sind. Haupt-

sächlich handelt es sich um eine Art von Revue oder Lustspiel, in dem mit Vorliebe amerikanische Schwächen belacht werden. Aber ich habe auch richtige dramatische Flugversuche gesehen. Journalisten, Maler und Plakatmacher mögen bei der Gelegenheit ihre hilfreiche Hand betätigen. Sehr beliebt ist Bernhard Shaw.

Der eigentliche Zellkern studentischer Organisation liegt im Fraternityhaus der « Bruderschaft ». In diesen Bruderschaften schliessen sie sich zusammen, wobei es bemerkenswert ist, dass die meisten dieser Organisationen das Fachsimpeln vermeiden. Sie bezeichnen sich mit den Buchstaben des griechischen Alphabets. Die meisten wachsen sich zu nationalen Organisationen aus, umspannen also den ganzen Kontinent, neben der Freimaurerei und den Kirchen die wichtigsten Glieder der atomistischen Masse, die durch die abstrakte mechanische Industriewirtschaft natürlich nicht gegliedert wird. (Eine Tatsache übrigens, die in Europa wesentlich andere Seiten hat.) In ein gutes Haus aufgenommen zu werden, ist eine Ehre, der nicht jeder Beliebige teilhaftig werden kann.

In diesen Studentenhäusern schlafen sie zusammen auf grossen Schlaflauben, in denen es Winters für verwöhnte Europäer verdammt kalt ist und zieht; sie essen in gemeinsamen Speisenzimmern und versammeln sich vor dem Riesenkamin in der Eingangshalle, wo gewöhnlich ein gigantischer Haushund einen zutraulich empfängt. Doch habe ich auch schon fünf solcher Bestien vor dem Eingang liegen sehen. In den Studierzimmern (je zwei oder vier Burschen zusammen) ist der naive Europäer verblüfft durch die beinahe völlige Abwesenheit von Büchern.



Die Collegezeit dauert vier Jahre, worauf die grosse Mehrzahl sich willig den Lockungen des Lebens überlässt . . .“

Sie kaufen nur befohlene Bücher. Im übrigen verlassen sie sich auf die Bibliothek; jede Klasse ist berechtigt zum Ankauf von geeigneten Büchern, die zusammen mit andern den Gegenstand des Kurses betreffenden Werken in den grossen Lesehallengebäuden auf besondern Brettern reserviert liegen. Eine Einrichtung, die auch den europäischen Instituten zu wünschen wäre, weil dadurch den Studenten eine Menge unnötiges und fruchtloses Zusammensuchen von Büchern erspart wird und mit einem Blick die wichtigste Literatur überschaut werden kann. Diese Lesehallen sind bis um 11 Uhr nachts und auch Sonntagnachmittag und

-abend offen. Das erklärt also bis zu einem gewissen Grad die Kahlheit der Buden. Akademiker, die von Europa heimkommen, äussern gewöhnlich ihr Entsetzen über unsere dunklen, unpraktischen Lesesäle. Die Bruderschaften wetteifern miteinander in allem, was möglich ist. Sogar in der Höhe der Examennoten. Examen hat der amerikanische Student nämlich am Ende jedes Semesters zu bestehen.

Besonders aber entfaltet sich dieser Wetteifer bei Umzügen und Ruderfesten, Wikingerschiffe, Bote mit Schilf und Riesenfröschen wechseln ab mit geschmacklosesten Variétészenen. Zur amerikani-

schen Universität gehört Wassersport-gelegenheit wie zur schweizerischen das Wirtshaus. Der « Race » ist der klassische Schauplatz von Flirt und venezianischen Gondelidyllen.

Wenn der Junge immatrikuliert wird, ist er achtzehn Jahre alt. Doch kommen auch viele Aeltere, die schon tüchtig gearbeitet und sich in der Welt umgesehen haben. So hatte ich sogar die Ehre, einen ehemaligen Pfarrer in der Philosophie zu «unterweisen». Unter Umständen ist die Welt ganz wörtlich zu verstehen. Es ist bei vielen der Brauch, vor oder während der Collegejahre sich auf ein Schiff zu verdingen, Ostasien, die Tropen, Australien anzusehen oder sogar sich rings um die Erde herum durchzuschlagen. Kürzlich kam ein junger Maler zu mir, um mich zu fragen, ob man in Europa porträtiert und zeichnend durchkommen könne. Was meint ihr dazu, verehrte Leser ?

Nach der Aufnahme gibt es eine grosse Musterung, die Freshmenparade. Gleich hinter der Stadt erhebt sich ein steiler Hügel, auf dem ein riesengrosses O prangt, den Ruhm Oregons zu verkünden. Dieses O muss jedes Jahr von den Füchsen neu angestrichen werden. Dann geht es im Zuge durch die Stadt, wobei allerhand Schabernack die Ahnungslosen betrifft, besonders beliebt ist die Wassertaufe von Hausdächern herunter und der Kuss des heiligen Campusgrundes. Auf dem Campus gibt es dann ein turmhohes Feuer.

Die Fraternities beginnen zu keilen. Der Aufnahme geht eine schmerzensreiche Prüfungszeit voran, die dem « Frosch » einbläut, dass er mit Leib und Leben seiner Genossenschaft verfallen

ist. Manchen, wohl den Bessern, verleidet diese Tyrannei mit der Zeit. Zum Beispiel werden sie aus dem Bett geholt, wenn sie nicht gut zusammenhalten und sich so beschützen. Im Nachtgewand entführt sie das Auto auf die Landstrasse, wo ihnen dann ein Schubkarren in die Hand gedrückt wird, den sie etliche Stunden weit heim zu schieben haben. Bei den Mädchen ist ein üblicher Scherz der, dass die Kleider und Sachen in die Schubladen des ganzen Hauses verteilt und wieder zusammengesucht werden müssen : « Geh' such dein buntes Seidenfähnchen aus all den andern bunten Seidenfähnchen heraus ! »

Die Hauptaktion und der Gipfel feierlichen Unsinns ist dann die Aufnahme der Erprobten. Der regendurchweichte Sportplatz mit den unterhosigen Fröschen zeigt eine Pause in den Leistungen der Opfer, die die Senioren zu unterhalten haben, die weich und trocken unter dem Dach der Tribüne sitzen.

Aber auch nach der Aufnahme bestehen strenge Rangstufen und gesellschaftliche Regeln, deren Uebertretung mit « Rudern » geahndet wird. Jeder Frosch hat sein eigenes « Ruder » mitzubringen. Jeden Freitag liest der Aufseher die Namen der während der Woche gemeldeten Uebertreter der Gesetze, die hierauf sich an den Knöcheln zu fassen und ihr Schicksal über sich ergehen zu lassen haben. Eine dieser Regeln verbietet zum Beispiel den Jungen, einen Schnurrbart zu tragen, das Zeichen der Würde und der Seniorität. Einem solchen Gernegross wird zum Gaudium des Campus seine sprossende Männlichkeit von einer « Coed » abgesäbelt.

Wer sich unsozial zeigt oder von vorn-

herein nicht sich keilen lässt, ist ein « Barb », ein Barbar. Hier und da gibt es unter diesen stiernackige Intellektualisten, die dem ganzen Herdenbewusstsein zum Trotz und unbeirrt auf das Studium losgehen und sich mitunter für ihre freiwillige Ausschliessung dadurch rächen, dass sie sich eine « scholarship » erringen, ein Stipendium für ein europäisches Studienjahr; mit diesen Stipendien sind die Amerikaner sehr freigebig und für intelligente und fleissige Studenten eröffnen sich von vornherein glänzende Aussichten aller Art, die dem Europäer nicht im entferntesten so leicht beschieden sind.

Eine typische Geschichte für diese Spannung zwischen Bildungsaristokraten und dem demokratischen Herdenmenschen ist folgende :

Einer meiner Studenten kommt aus dem Rand der Urwälder und Berge, wo sich der Puma und das Reh gute Nacht sagen. Zuerst, als er herkam, trat er in die Journalistenschule ein, entwickelte aber rasch einen fabelhaften geistigen Spürsinn, lernte in einem Jahr das Pensum von vier Jahren Griechisch und sattelte schliesslich zur Philosophie über, obwohl ihm der Dean des philosophischen Department sagte, in seiner Lage, das heisst ohne Vermögen, habe er alle Aussicht, bei dem Beruf zu verhungern, bis er es zu etwas bringe. Ausserdem kam es zu einem grossen Konflikt mit seinen hinterwäldlerischen Eltern, da denen der Pfarrer einheizte, « er wollte seinen Sohn lieber sterben sehen, als ihn Philosophie studieren zu lassen. » Item, nachdem solche Dinge überstanden waren, konnte es nicht mehr verschlagen, dass sich die Studenten ihn bei einem

Fest zum Opfer ihrer Spässe ausserahen.

Am Ende des Jahres nämlich gibt es ein grosses Fest, wenn die Frösche ihre grünen Käppchen verbrennen und nun ihrerseits in den Burschenstand aufrücken. Dieses Jahr nun wurde die Regel aufgestellt, dass jeder, der mit einer Krawatte ertappt werde, zur Strafe in den Sprudelbrunnen getaucht werde. Viele, sehr viele wussten das nicht. Aber aus ihnen allen war es unser Philosoph, der fortwährend aus plaudernden Gruppen krawatter herausgeholt und getünktelt wurde.

Studentenheiraten sind häufig. Die Amerikaner sind in dieser Beziehung weniger bedenklich als die Europäer. Sie verbinden den Begriff Heirat nicht gleich mit dem Begriff von bürgerlicher Gemachtheit. Von den Mädchen wird gesagt, dass sie hauptsächlich zu dem Zweck auf den Campus kommen.

Alles in allem liesse sich vielleicht sagen : der Amerikaner ist von Schule und Elternhaus, besonders vom Elternhaus, weniger gebildet als der Europäer, aber er ist gleich intelligent; er ist unbelastet von Klassenvorurteilen; er ist von kritischer Unbekümmertheit oder Naivität, wenn man will, aber voll guten Willens und Vertrauens. Punkt Naivität : es ist nicht nur mir, sondern auch andern vorgekommen, dass sie bei einem Examen in Philosophie, nachdem man also schon ein gewisses Verständnis voraussetzen sollte, sagen : Die Philosophie wäre sehr schön, ich hätte auch alles ganz gut gewusst, wenn nur nicht solche Denkfragen dabei wären.

Der Amerikaner ist jünger und sorgloser als sein gleichaltriger schweizeri-

scher Kommilitone, aber er ist dafür auch weniger blasiert.

Das Leben mit ihm ist leicht, allzu leicht . . .

